

Laien – Ordo – Gottgeweihtes Leben

Diakonie und Diakonat

15. Oktober 2024 * Barbara Hallensleben

Die Abfolge der letzten beiden Vorlesungen hatte ein gemeinsames Ziel: Wenn wir eine Vorlesung über verschiedene Dienste und Lebensformen in der Kirche haben, dann müssen wir wissen, wie sie zueinander in Beziehung stehen und was sie grundlegend verbindet. Sergij Bulgakov hat ein ganz einfaches Kriterium entwickelt. Er sagt: Niemand in der Kirche steht „über“ der Kirche. Alle Dienste müssen sich ausweisen als Ausdrucksformen der Kirche. Dieses Kriterium führt zu einem einfachen Resultat: Alles, was in der Kirche geschieht, rechtfertigt sich von der Lebensform „in Christus“ her. Alles beruht auf der Taufe, die mit dem Paschamysterium von Tod und Auferstehung Jesu verbindet. Dieses „mysterion“, das uns anvertraut ist, ist eine „oikonomia“, „Verwaltung“, die selbst zum „mysterion“ wird. Deshalb ist es so kostbar, dass das II. Vatikanische Konzil vom „dreifachen Amt Jesu“ und von verschiedenen Formen der Teilhabe daran spricht.

Warum setzen wir heute die Vorlesung mit dem Diakonat fort? „diakonos“ oder „doulos“ ist ein zentraler Titel Jesu im Neuen Testament. Jesus ist gekommen, zu dienen und sein Leben hinzugeben. Man kann auf keine höhere Weise in die Nachfolge Christi eintreten, als *diakonos* in der Nachfolge des *diakonos* zu werden. Im Diakonat berühren sich zwei Lebensformen oder Stände des kirchlichen Lebens: das christliche Leben schlechthin – und das Weihesakrament, der dreifache Ordo von Diakon – Presbyter – Bischof. Es gibt eine mögliche terminologische Unterscheidung: Die Berufung aller führt in die **Diakonie**, die grundlegende Weihestufe führt zum **Diakonat**.

Die Literatur zum Thema ist umfangreich. Ich weise hier vor allem hin auf das Dokument der Internationalen Theologischen Kommission (2002). Weiterhin:

* Yves Congar, Für eine dienende und arme Kirche (Pour une Église servante et pauvre), Mainz 1965.

* Leo Cardinal Scheffczyk (Hg.), Diakonat und Diakonissen, St. Ottilien 2002.

* John Chryssavgis, Remembering and Reclaiming Diakonia. The Diaconate Yesterday and Today, Brooklyne, MA, 2009.

* Manfred Hauke / Helmut Hopping (Hg.), Der Diakonat. Geschichte & Theologie, Regensburg 2019.

* Joachim Kittel, Füreinander. Dienst in der Nachfolge Jesu, Paderborn 2020.

* Abel Manoukian, The Deaconesses of the Armenian Church, Münster 2024.

Das Wort „Diakon“ ist der englischen und französischen Terminologie, die für die geweihten kirchlichen „Dienste“ verwendet wird: *ministère*, *ministry*. Als Papst Franziskus am 6. Oktober 2024 an die neu ernannten Kardinäle einen Brief schrieb, endet er: „Ich danke Dir für Deine Großzügigkeit. Ich bete für Dich, damit der Titel des „Dieners“ (Diakon) immer mehr den Titel „Eminenz“ zum Verschwinden bringt“.

1. Liturgie und Diakonie

Heute gehören Worte wie *Diakonie* und *Liturgie* zur kirchlich-theologischen Binnenwelt. Anders war es, als die ersten Christen entscheiden mussten, mit welcher Sprache sie in ihrer Welt ihren Glauben an Jesus den Christus, den Messias, den Retter ausdrücken wollten. Sie griffen auf Worte zurück, die damals alle verwendeten, und gaben ihnen eine neue Färbung. *Liturgie* und *Diakonie* haben ihren Ursprung in der frühchristlichen griechischen Sprachwelt. „*Leitourgia* (von *laos*, Volk, und *ergon*, Werk) bedeutet ‚Dienstleistung für das Gemeinwesen‘ und bezeichnet, im klassischen Griechenland, die Abgabe, die die Stadt von ihren über ein bestimmtes Einkommen verfügenden Bürgern [sprich: von den Reichen] erhebt, um eine Reihe von Einrichtungen des öffentlichen Lebens zu unterhalten“.¹ Diese *Liturgie* kann eine schwere Last sein, doch sie bringt Ehre und öffentliches Ansehen. *Diakonie* bedeutet demgegenüber einen Dienst in untergeordneter Position, vor allem der „Dienst an den Tischen“ und im weiteren Sinne die Sorge für Nahrung und Unterhalt. Indem Christen diese beiden Ausdrücke aufgriffen, vollzog sich ein bedeutsamer Wandel:

1. Die Liturgie als höchste Form des Beitrags zum Gemeinwohl ist bereits ein für allemal (*ephapax*; Hebr 9,12) geschehen: Jesus der Christus gibt sein Leben als Opfer und vermag so den Tod zu besiegen, die Sünden zu vergeben und die Gläubigen zu heiligen.

2. Weil „der Menschensohn nicht gekommen ist, um sich bedienen zu lassen, sondern um zu dienen und sein Leben hinzugeben als Lösegeld für die vielen“ (Mk 10,45), weil er seinen Jüngern die Füße wäscht und sein Leben hingibt für seine Freunde, weil seine Liturgie Diakonie ist, kehrt die Werteordnung sich um: Diakonie ist nicht länger die verachtete und demütigende Form des Dienstes, sondern die Lebensform der Christen. Die Liturgie tritt unter das Vorzeichen der Diakonie: 2 Kor 9,12 spricht von der „Diakonie der Liturgie“ (*diakonia tēs leitourgias*). Kaum

¹ Giorgio Agamben, *Opus Dei. Archäologie des Amtes*, Frankfurt a.M. 2013, 15.

eine Bibelübersetzung lässt diese Bedeutung auch nur erahnen. Im Kontext geht es um eine Spendensammlung für Jerusalem. Doch in diesem Rahmen betont Paulus, wie „reich“ Gott uns gemacht hat: „In seiner Macht kann Gott alle Gaben über euch ausschütten, so dass euch allezeit in allem alles Nötige ausreichend zur Verfügung steht und ihr überreich seid zu allem guten Tun“ (V. 8). Und weiter: Ihr seid „in allem reich gemacht werdend“ (ständig!), und könnt deshalb ständig fröhlich geben, und die Früchte eurer Gerechtigkeit werden wachsen. Dann folgt die Aussage: „Denn die Diakonie dieser Liturgie wird nicht nur die Mängel der Heiligen, d.h. eurer Mitchristen, füllen, sondern sich als überreich erweisen durch viele Danksagungen (griechisch: *eucharistia*) an Gott“.²

3. So ist die Diakonie nicht länger der Liturgie untergeordnet, sondern fällt mir ihr zusammen. Alle, nicht nur die Reichen, haben in Form der Diakonie am Gemeinwohl teil mit dem Reichtum ihres Glaubens und ihrer Charismen: Juden und Heiden, Sklaven und Freie, Männer und Frauen (Gal 3,28).

Für damalige Ohren muss „Diakonie der Liturgie“ geklungen haben wie „der Sklavendienst der Sklavenhalter“, sicherlich jedenfalls für die ehrenvollen Träger der damaligen „Liturgien“ verwirrend bis schockierend. Christ-sein bedeutet, Diakon und Diakonin zu sein in der Nachfolge des Diakons Jesus Christus. Im Alten Testament ist das Wortfeld der Diakonie selten, im Neuen Testament dominiert es geradezu, keineswegs nur dort, wo in den späteren Schriften ausdrücklich „Diakone“ auftreten.

2. Christus im anderen dienen

Mit dem Grundvollzug der Diakonie taucht für die Gemeinschaft der Christen nach Jesu Tod und Auferstehung eine weitere Umkehrung der Perspektive auf: Nun geht es nicht mehr primär um die Beobachtung und Nachahmung, wie Jesus der Christus anderen Menschen auf Erden gedient hat. Paulus reflektiert die neue Gegenwart des Auferstandenen in der Gemeinschaft der Glaubenden. Christus ist keine bewunderungswürdige Gestalt der Vergangenheit, die man sich ethisch zum Vorbild nehmen könnte. Jesus als Christus, als der Gesalbte, Messias, bedeutet eine Wende in der Weltgeschichte: In ihm hat Gott selbst die menschliche Natur, die Menschheit, seine Schöpfung angenommen, d.h. sich so sehr mit uns verbunden, dass Gott sein eigenes Leben nicht anders leben kann als mit seinen Geschöpfen.

² Man könnte darüber nachdenken, ob die Diakonie hier nicht der Mission sehr nahe kommt!

Das II. Vatikanische Konzil hat gewagt, das kurz und knapp zu formulieren: „Er, der Sohn Gottes, hat sich durch seine Fleischwerdung gewissermaßen mit jedem Menschen geeint“ (GS 22) – mit jedem Menschen, heißt es dort, nicht: mit jedem Christen, mit jedem Getauften! Der Weg, diesen menschengewordenen Gott zu finden, zu lieben, zu verehren, führt über Gottes Wohnung unter den Menschen, über die Gegenwart des Auferstandenen unter uns.

Unüberbietbar einfach und fröhlich hat das der katholische Priester Ivan Illich formuliert, wenn er seine Sicht des Christentums so zusammenfasst: „Ich glaube, dass die Fleischwerdung ein überraschendes und gänzlich neues Erblühen von Liebe und Erkenntnis möglich macht. Christen können nun den biblischen Gott im Fleisch lieben“.³ Er veranschaulicht diese Entdeckung bevorzugt am Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Der Priester und der Levit, die an dem unter die Räuber Gefallenen vorübergehen, verletzen nicht einfach eine Regel des Sollens. Sie haben eine Chance nicht genutzt, in dieser konkreten Situation ihrem Gott in diesem Menschen zu dienen, während sie unterwegs waren, um ihm im Tempel zu Jerusalem zu dienen. Illich führt in seiner Auslegung des Gleichnisses zu der Einsicht, „dass wir Geschöpfe sind, die Vollkommenheit nur erreichen, wenn sie eine Beziehung eingehen. Diese Beziehung mag aus der Sicht jedes anderen willkürlich erscheinen, weil ich sie aufnehme als Antwort auf einen Anruf – in diesem Fall der Ruf des geschlagenen Juden im Straßengraben. Dies beinhaltet zweierlei: Erstens ist dieses ‚Soll‘ nicht auf eine Norm reduziert und kann auch nicht darauf reduziert werden. Es [...] strebt nach jemandem, aber nicht entsprechend einer Regel. Es ist fast unmöglich geworden für Leute, die sich heute mit Ethik oder Moral beschäftigen, in Beziehungen zu denken und nicht in Regeln“.⁴ Es ist fast unmöglich für Christen geworden, diakonisch zu denken und nicht rein ethisch ...

Die Möglichkeit, einen unter die Räuber gefallenen Menschen ins Krankenhaus, ins Altenheim, zum Sozialdienst zu schicken, ist gut, aber sie darf uns nicht blind und taub dafür machen, dass von all diesen Menschen ein Ruf ausgeht, der von Gottes Wohnen unter den Menschen zeugt. Die Pflicht, jedem unter die Räuber Gefallenen zu helfen, überfordert und lähmt. Das Wissen um die Einladung, mich in meinen Möglichkeiten und Grenzen dem anderen zuzuwenden, befreit und lässt meinen Glauben, ja meine Gottesbeziehung, konkret und heutig werden.

³ Ivan Illich, In den Flüssen nördlich der Zukunft. Letzte Gespräche über Religion und Gesellschaft mit David Cayley, München 2006, 71. Diese Aussage ist das erste Wort von Illich selbst in diesem Buch. Voraus geht eine lange Einführung von David Cayley.

⁴ Ebd. 76.

Es auch eine ernste Kehrseite derselben Entdeckung. Die neue Daseinsweise in dieser Schöpfung, die zur Wohnung Gottes geworden ist, ermöglicht auch neue Abgründe von Verrat, Untreue, Abkehr, Kälte, und genau das heißt im Neuen Testament „Sünde“. Es kann mit der strikten Einhaltung moralischer Regeln einhergehen: „Ich war hungrig, und ihr habt mir nichts zu essen gegeben; ich war krank und im Gefängnis, und ihr habt mich nicht besucht ... Was ihr für einen dieser Geringsten nicht getan habt, das habt ihr auch mir nicht getan“, so lesen wir in Mt 25. Ich wage zu vermuten: Im Grunde wissen wir, manchmal mit ein bisschen Selbstüberwindung und Unterscheidung der Geister, welcher Arme, welche Kranke, welcher Gefangene, vielleicht einfach: welcher Mensch hier und jetzt einen Ruf an mich darstellt – unter den Unzähligen, denen ich mich nicht zuwende. Und in der Regel weiß ich auch, wann ich diesem Ruf nicht gefolgt bin. Mit dieser Frage bewusster und sensibler umzugehen, ist Diakonie.

3. Gegenwärtige Einengungen der Fragestellung

Auf dem Hintergrund der biblischen Grundlagen haben wir die Diakonie als bevorzugte Gestalt eines christlichen Lebens kennengelernt. Diakonie ist eine enthierarchisierende Lebensform, die – wie das II. Vatikanische Konzil – die gemeinsame Berufung und Sendung des Gottesvolkes betont. In einem Gespräch mit Thomas Schumacher sind wir zu einer überraschenden Umkehr der Perspektiven gelangt: Wir pflegen zu denken: Liturgie ist der Vollzug der Kirche nach innen. Diakonie ist der Vollzug der Kirche nach außen. Im Grunde ist es umgekehrt: Liturgie ist der öffentliche Dienst der Kirche. Diakonie ist die Grundform des Zusammenlebens der Christen, zunächst nach innen! Das macht die sakramentale Weihe nicht überflüssig, wie wir noch sehen werden. Die christliche Diakonie erfordert zunächst keine andere Weihe als den lebendigen Glauben und die Initiationssakramente Taufe, Firmung und Eucharistie. Diakonie betrifft alle, Diakonat einige im Dienste aller.

Ich lese Ihnen ein Beispiel vor, das aus der „Heilsgeschichtlichen Dogmatik“ *Mysterium Salutis* stammt, die nach dem II. Vatikanischen Konzil dessen Impulse aufgreifen wollte. Damals sah man im Diakonat den Schlüssel zur kirchlichen Erneuerung:

„Obwohl der Diakonat im Lauf der Geschichte seinen ursprünglichen Vollsinn verloren hat, ist er nicht der unbedeutendste der drei Weihegrade. Im Gegenteil muss er seine ganze Funktion ausüben können, denn der Ordo ist eine organische

Wirklichkeit. Darum ist seine vom Zweiten Vatikanum ins Auge gefasste Erneuerung der Schlüssel zur Erneuerung des gesamten kirchlichen Amtes.

Man beachte zunächst, dass der Diakonat das Amt ist, das schon von seinem Namen her der Definition des kirchlichen Dienstes am genauesten entspricht. Er übt seinen Dienst mitten in der Welt aus und stellt damit den unmittelbaren Kontakt mit den Ämtern der Laien her. Er bewahrt das spezialisierte kirchliche Amt vor der Tendenz, sich abzusondern und hervorzutun. Obwohl er selbst Kleriker ist, ist der Diakon der Amtsträger, der das kirchliche Amt daran hindern kann, klerikal zu werden. [...] Es steht zu hoffen, dass die im Gang befindliche Erneuerung zum Aufkommen einer neuen Gruppe von Menschen führt, die der Gemeinde entnommen und für diese bestimmte Gemeinde ordiniert sind und so die Verbindung zwischen der Hierarchie und dem christlichen Volk herstellen. Von hierher gesehen ist der Diakon mehr an die Pfarrei, an die Basisgemeinde gebunden als der Priester, der versetzt werden kann. Diese menschliche Nähe tritt noch stärker in Erscheinung, wenn der Diakon verheiratet ist und in der Welt einen öffentlichen Beruf ausübt. Und man sollte seiner Predigt mehr als der des Priesters diese lange Lebensgemeinschaft mit dem Volk anspüren [...].

Der Zusammenhang der Diakonie mit der Liturgie ist entscheidend wichtig, um die Gläubigen daran zu erinnern, dass die Liturgie selbst Dienst ist und dass Christus als der Vollzieher der Liturgie selbst der erste Diakon seiner Kirche ist“.⁵ Zehn Jahre später (1983) erschien der Katechismus der Katholischen Kirche. Hören Sie nur den unterschiedlichen Tonfall: „Die katholische Glaubenslehre, die in der Liturgie, im Lehramt und in der beständigen Handlungsweise der Kirche zum Ausdruck kommt, kennt zwei Stufen der amtlichen Teilhabe am Priestertum Christi: den Episkopat und den Presbyterat. Der Diakonat hat die Aufgabe, ihnen zu helfen und zu dienen.“⁶ Deshalb bezeichnet der Ausdruck „sacerdos“⁷ im heutigen Sprachgebrauch die Bischöfe und die Priester, nicht aber die Diakone“ (KKK 1554). Nicht ganz unschuldig ist das II. Vatikanische Konzil, das sagt: „Auf einer tieferen [!]“⁸ Stufe der Hierarchie stehen die Diakone, denen die Hände „nicht zum

⁵ Mysterium Salutis. Grundriss heilsgeschichtlicher Dogmatik. Band IV/2: Das Heilsgeschehen in der Gemeinde, hg. von Johannes Feiner und Magnus Löhrer, Einsiedeln – Zürich – Köln 1973, 521-523; Verfasser: Bernard D. Dupuy o.p. (1925-2014).

⁶ Spätestens hier müsste man hellhörig werden: Die Diakone dienen zunächst Gott und den Menschen – und nur insofern sind sie auch „Mitarbeiter“ der Bischöfe und Priester.

⁷ Das Wort „sacerdos“ als Oberbegriff für Bischöfe und Priester ist auf Deutsch und auch in anderen Sprachen praktisch unübersetzbar. Meist wird es mit „Priester“ übersetzt und stiftet dann völlige Verwirrung.

⁸ Warum „tiefer“? Warum nicht „grundlegend“? Es ist zu vermuten, dass die neue Einführung des ständigen Diakonats mit der Möglichkeit verheirateter Diakone die Besorgnis erzeugte, die Zölibatsverpflichtung könnte für das gesamte dreigliedrige Weihesakrament aufgehoben werden.

Sacerdotium, sondern zum Dienst' aufgelegt werden".⁹ LG 29; zit. In KKK 1569). Fast fühlt man sich in die vorchristliche Zeit zurückversetzt: Diakonie ist wieder der „niedere Dienst“ geworden, den einige Auserwählte zugunsten der „höheren Weihen“ hinter sich lassen. Gerade weil der „ständige Diakonat“ eingeführt worden ist, wird die Diakonatszeit der künftigen Priester und Bischöfe zu einem „vorübergehenden Diakonat“ in Form eines Praktikums für künftige „sacerdotale“ Dienste.

4. Wozu denn überhaupt ein Diakonat?

Wenn die Diakonie die christliche Lebensform schlechthin ist und keine andere Weihe erfordert als die christliche Initiation im Glauben, weshalb dann überhaupt so etwas wie ein Diakonat als Weihesakrament?

Hier sind wir wiederum bei der Dualität von Heilmitteln und Heilsverwirklichung angelangt: Der Ordo mit dem Diakon als Grundform gehört zu den „Heilmitteln“: Sie zeigen, dass immer dort, wo christliches Leben und christliche Diakonie entstehen, sie zugleich von Gott und aus dem uns durch Christus anvertrauten Handeln in ihm, durch ihn und mit ihm hervorgeht: Paulus formuliert dieses Paradox des christlichen Lebens in Gal 2,20: „Ich lebe, aber nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir“.

Deshalb macht die Glaubensgemeinschaft in ihrer Liturgie und in ihrer Lebensordnung die zwei Aspekte zeichenhaft sichtbar: Der sakramental Geweihte ist nicht Christus, verkörpert aber im Vollzug seines Dienstes das für uns unverfügbare Handeln Christi im Zeichen. Die Glaubenden empfangen dadurch das, was sie sind und doch nicht besitzen: ihr Leben und Handeln in Christus. Man könnte es die katholische Variante des protestantischen Prinzip „sola gratia“, „allein aus Gnade“ nennen. Ich pflege die unaufhebbare Dualität von Volk Gottes und geweihtem Diener auch als die „institutionalisierte Kirchenkritik“ zu bezeichnen. Der Philosoph Giorgio Agamben, der nicht durch die theologische Terminologie verpflichtet und verdorben ist, findet dafür einen schönen Ausdruck: Für den sakramental Geweihten, sei er Diakon, Priester oder Bischof, gilt, „dass sein Glück

⁹ LG 29; zit. In KKK 1569. Hier kommt es zu einer Aufspaltung innerhalb des Weihesakraments, dessen Einheit doch zugleich betont wird. Das Wort „Dienst“ wird jetzt nur noch mit dem Diakonat verbunden. In vielen romanischen Sprachen lautet das Wort für alle Stufen des Weihesakraments „ministerium“, „ministère“, „ministry“, also „Dienst“. Auf Deutsch hat man das eher bürokratisch klingende Wort „Amt“ als Oberbegriff eingeführt.

sein Unglück und sein Unglück sein Glück ist¹⁰: Sein Glück, dass er Christus als Haupt der Kirche repräsentiert, ist sein Unglück, da er tut, was er nicht kann.

Der Grund für die Notwendigkeit der zeichenhaften Unterscheidung im liturgischen Handeln ergibt sich aus unserer Situation nach dem Sündenfall und vor dem neuen Jerusalem: In dieser Zeit ist das erlösende Handeln Gottes bleibend verbunden mit dem Ruf zur Umkehr, zur *metanoia*. Liturgie und Diakonie bezeichnen und vermitteln den Weg der Heiligung der Gläubigen. Daher ist die zeichenhafte Komplementarität zwischen dem geweihten Liturgen und dem gläubigen Volk Gottes für die Kirche konstitutiv und unverzichtbar. Wenn vom Liturgen und auch vom geweihten Diakon gilt: Sein Glück ist sein Unglück, dann ist von den Gläubigen im Volk Gottes zu sagen: Ihr Unglück ist ihr Glück. Niemand – außer dem Erlöser selbst und der Gottesgebälerin (in orthodoxer Tradition auch Johannes der Täufer) – verwirklicht die vollendete Übereinstimmung zwischen der empfangenen Gnade und dem geschichtlichen Handeln. Die Liturgie ist der Ort der gegenseitigen demütigen Anerkennung der Vorläufigkeit und der Notwendigkeit ständiger Neuausrichtung auf das Heil. Alle Übermalungen durch Über- und Unterordnung, durch institutionelle Ränge und intellektuelle Kompetenzen müssen dahinter zurücktreten. Das Drängen nach der Weihe ist so paradox wie der Wunsch, das Glück meines Unglücks gegen das Unglück meines erstrebten Glücks eintauschen zu wollen.

Der Diakon, der aufgrund seiner Weihe für das Volk Gottes Christus als Diakon repräsentiert, erinnert die ganze christliche Gemeinschaft daran, dass ihre Diakonie nie ausgeschöpft ist und dass wir immer geneigt sind, die leisen Rufe Gottes zu überhören. Umgekehrt wird der Diakon nicht behaupten, aufgrund seiner Weihe allein für alles diakonale Handeln kompetent und zuständig zu sein. Er wird sich über alles freuen, was Mitglieder der Gemeinde oder Gemeinschaft mehr und besser tun als er selbst. Er wird der Gemeinde ein menschlicher Spiegel der göttlichen Quelle ihres Handelns sein.

Lassen Sie uns heute noch nicht über eine mögliche innere Verknüpfung von Weihe und Geschlecht sprechen. Wir kommen darauf zurück. Heute schlage ich Ihnen einfach meine These vor, die zumindest mir gut gefällt: Im Diakonat berühren sich die höchste Berufung aller Christen zur Diakonie in der Nachfolge des *diakonos* Christus und die Grundform (nicht die „niedrigste“ Stufe!) der sakramentalen Weihe zum Diakonat, so dass sie quasi ununterscheidbar werden. Das ist

¹⁰ Agamben, a.a.O., 50.

genau die Erfahrung, die im Glauben angezielt wird: Was wir als Gnade empfangen, lösen wir im eigenen Handeln ein. Meiner Meinung nach bestünde eine einfache Lösung darin, dass die „ständigen Diakone“ aus dem Ordo herausgenommen und als Formen „gottgeweihten Lebens“ betrachtet werden. Dann wäre es überhaupt kein Problem, auch Frauen in diese Lebensform zu integrieren. Nichts spricht dagegen, dass Menschen – Frauen und Männer, Verheiratete und solche, die gemäß den evangelischen Räten ein gottgeweihtes Leben führen wollen, haupt- und nebenberuflich Tätige – im Volk Gottes für sich diese Berufung entdecken und von ihrer Gemeinschaft zu einem entsprechenden Dienst berufen werden.

Das jüngste Buch von Abel Manoukian zeigt übrigens nach meiner Auswertung sehr gut, dass die armenischen Diakoninnen keineswegs aus dem Ordo kommen, sondern aus dem gottgeweihten Leben!

5. Prophetische Variationen über ein Thema

Ich schließe mit einigen Einblicken, die der bereits erwähnte Ivan Illich bereits vor über 50 Jahren formuliert hat. Damals kamen sie ihm teuer zu stehen. Er geriet in Konflikt mit dem Vatikan wegen seiner Sicht auf die lateinamerikanische Kirche und seiner Kritik an den mit US-amerikanischen politischen Interessen. 1969 legte er alle Rechte nieder, die er als katholischer Priester hatte, ohne je seiner Kirche die Liebe und Treue aufzukündigen. Bereits 1959 schrieb er einen Artikel unter dem Titel „The Vanishing Clergyman“, „Der Kleriker im Schwinden“, der 1967 veröffentlicht wurde und ihm ein vierjähriges Schweigegebot bezüglich kirchlicher Themen eintrug. Als er sich nach vier Jahren erstmals wieder äußerte, lautete sein Thema, dem auch unsere eigene diakonische Sorge gelten sollte: „Wie geben wir das Christentum weiter?“ In diesem letzten Abschnitt versuche ich eine Überleitung zu dem, was Sie selbst weiterdenken und weiterleben, zu der Frage Wie wollen wir – etwas besser – eine Kirche werden, die den Menschen dient? Was ich hier abschließend sage, verpflichtet Sie zu nichts – außer zum eigenen, mutigen, prophetischen Denken in Ihren heutigen Kontexten und Erfahrungen.

Ivan Illich gibt uns gleich auch eine Warnung mit: Verfallt nicht in den heute so üblichen Modus der Planung der Zukunft. Die Diakonie ist diejenige Lebensform, die weiß, dass die Zukunft aus gelebten Praxis der Liebe in der Gegenwart geboren wird, nicht anders:

So ist auch die Vision zu lesen, die wir bei Illich finden: Sie will keine Planung darstellen, sondern die Vorstellungskraft aktivieren, was aus der alltäglich gelebten Diakonie wohl erwachsen könnte. Rein sprachlich ist der Text aufschlussreich: Er enthält kein „soll“ und „muss“, sondern spricht, als würde der Verfasser ein Bild beschreiben, das er sieht, im Indikativ: Die künftige Gemeinde wird ihr pastorales und geistliches Zentrum in einer „Diakonie“ haben, bestehend aus einem Kreis von Menschen, die sich vorübergehend oder endgültig zu einem diakonalen Dienst der Gemeinde oder christlichen Gemeinschaft zur Verfügung stellen. Den Ausdruck „Diakonie“ als Ort kennt Illich aus seiner römischen Studienzeit: Diakonien waren bestimmte Gebäude in den sieben Stadtvierteln des frühchristlichen Rom, überwiegend in der Nähe von Kirchen. Ihre Aufgabe lag in der Versorgung von Armen, die auch dort aufgenommen werden konnten. Einer Diakonie stand ein Diakon vor. Es waren konkrete Anlaufstellen, aber nicht als Schalter mit Öffnungszeiten, sondern als christliche Orte des Gebets und der tatkräftigen Diakonie.

Diakon oder Diakonin ist man nicht allein, sondern „mit“ und „für“. Illich denkt an einen Kreis von etwa zwölf Personen. Es sind nicht die einzigen in der Gemeinde, die diakonisch leben. Deshalb spricht Illich auch nicht von ihrer Weihe. Doch sie sind bereit, aus dem, was alle tun, ein besonderes Zeichen zu machen, das alle anderen ermutigt. Spontan musste ich an Madeleine Delbrêl und ihre kleinen Wohngemeinschaften in der kommunistischen Stadt Ivry denken. Spontan kam mir auch das Wort „Hauskirche“ in den Sinn.

Von dort aus baut sich die Kirche gleichsam „von unten nach oben“ auf: Die Priester sind da, um die Diakonien zu stärken, mit ihnen Eucharistie zu feiern. Der Bischof hat endlich nicht mehr so viele sinnlose Sitzungen und Verwaltungsaufgaben und kann sich darauf konzentrieren, wöchentliche geistliche Weisungen aus Bibel und Kirchenvätern für Priester und Diakonien zu verfassen, die dann bei den Versammlungen gelesen und aufgegriffen werden. Er besucht diese konkreten Lebenszentren und bringt sie in Austausch miteinander.

Diakonisch leben, heißt zunächst nicht mehr und nicht weniger als: Ernsthaft Christ sein und aus den kostbaren Quellen unseres Glaubens leben. Das kann nur jede und jeder einzelne für sich entdecken. Aber gerade weil die Diakonie deutet: Immer eine Tür oder mindestens ein Fensterchen offen haben zum anderen, immer dem jeweiligen anderen (die Bibel sagt: dem Nächsten) ein wenig den Vorrang geben vor mir selbst, kann dieser Dienst nur gemeinschaftlich fruchtbar

werden. Das könnte konkret bedeuten: miteinander die Bibel lesen und im Licht des Wortes Gottes das eigene Leben neu auf die Diakonie ausrichten. Gemeinsam entdecken, wo der Ruf erklingt, den wir hier und heute beantworten können und wollen (nicht: müssen!). Dabei gilt es die Augen offenzuhalten nicht nur innerhalb der sogenannten „Kerngemeinde“, unter denen, die sich ohnehin kennen und treffen, sondern in dem Raum, der uns betrifft und verpflichtet. Es geht darum, wie der Samariter auf dem Weg nach „Jerusalem“ (dem neuen Jerusalem) die Augen offen zu halten ... In Ivry hat man offenbar sogar unter den Kommunisten gesagt: Gehen wir zu Madeleine, sie wird eine Lösung kennen. ... Die Diakonie braucht vielleicht gar keine großen Projekte. Sie wird ein Licht für die Stadt sein.